

die Vor-  
hat sich  
ergeben,  
erlag an  
hierfür  
stelland-  
sondern  
elbst er  
000 M.  
Verlag  
n. Der  
zu be-  
man be-  
ien zu-  
em be-  
s ledig-  
nahm.

# Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 289.

Montag, 10. Dezember.

1928.

(2. Fortsetzung.)

## Herbert Godebrechts Sendung.

Roman von Georg Julius Petersen.

(Nachdruck verboten.)

"Ich hatte eine goldene Uhr", sagte Herbert Godebrecht.

"Ah! . . ." Der Fremde machte ein pfiffiges Gesicht. "Und nun vermuten Sie . . ."

"Was?"

"Doch . . . na, sagen wir mal, daß der alte Roberts sie aufgekauft hat, was?"

"Fehlgeschossen . . . Aber wozu die Winkelzüge. Ich habe Vertrauen zu Ihnen; haben Sie Lust, sich ein Stück Geld zu verdienen? . . . Der Althändler hat eine schöne Tochter."

"Aha! Darauf läuft's hinaus."

"Ich vermute, Sie wohnen in der Gildengasse."

"In einer Nebenstraße. Ich kenne aber die Gildengasse genau."

"Das genügt . . . Ich möchte diese Tochter einmal wiedersehen."

"So kennen Sie Fräulein Thea?"

"Heißt sie ja?" lautete die Gegenfrage, darauf verzank Herbert in ein Träumen, das der Fremde nicht zu unterbrechen wagte. "Ja", sammelte er sich endlich, "ich möchte dies Mädchen einmal wiedersehen. Wenn Sie mir die Nachricht zukommen lassen können, daß Fräulein Roberts das Haus verlassen hat und daß Sie wissen, wohin sie gegangen ist . . . Sie müssen ihr eventuell folgen . . . dann schicke ich Ihnen eine anständige Belohnung zu; sind Sie damit einverstanden?"

"Das kostet aber viel Zeit."

"Es wird Ihnen nicht schwer fallen, auszukundschaften, um welche Zeit Fräulein Roberts Besorgungen macht, die längere Zeit beanspruchen. Vertrauen gegen Vertrauen. Hier haben Sie vorläufig zwanzig Mark, und hier meine Adresse und Fernrufnummer. Sie sehen, ich stehe der Polizei so fern wie möglich."

Der Fremde studierte, nachdem er den Geldschein geborgen hatte, die Visitenkarte mit großem Interesse.

"Sie können sich auf mich verlassen, Herr Godebrecht", sagte er sehr höflich. "Hätten Sie durchblicken lassen, daß Sie Ihre verschwundene Uhr juchten — dabei möchte ich sicher nicht mithelfen. Aber dies ist ja nur ein kleines Liebesabenteuer, was?"

"Ich gestatte Ihnen gern, zu mutmaßen, was Sie wollen."

"Außerdem bin ich zurzeit erwerbslos. Mit meinem Beruf — ich bin Feinmechaniker — ist es schlecht bestellt. Junge Kräfte, das ist die Lösung, die alten können stempeln gehen."

"Schlimm. — Also, dann wären wir uns einig, Herr . . . Herr . . ."

"Schumann. — Ich werde mein Möglichstes tun." Herr Godebrecht."

Herbert zahlte und betrat mit Schumann die Straße, sie verabschiedeten sich mit einem Händedruck.

3.

Es war nach sieben Uhr, als Herbert in seiner Wohnung anlangte. Er hatte bei einer verwitweten Landgerichtsrätin, die ihre Wohnung in sehr vornehmer

Gegend nur durch Abvermieten behalten konnte, zwei Zimmer inne. Schon beim Betreten des Flurs kam ihm die alte Dame entgegen.

"Ich habe mich schon um Sie gesorgt, Herr Godebrecht", sagte sie lebhaft, "aber nun kommen Sie, das Essen wartet."

Herbert betrat das Speisezimmer, wo noch für ihn gedeckt war. Er aß und ging dann in sein Wohnzimmer hinüber, wo zwei Briefe auf dem Tisch lagen: der eine kam von Bindewald, der wieder einmal zwei Freikarten für die morgige Opernaufführung schickte, und der andere von Onkel Franz; diesen las Herbert mit wachsendem Verdruss. Die alte Geschichte! Immer wieder diese Bettelreien um Geld, dabei hatte sich der Onkel nie um den elternlosen Neffen gekümmert, so lange jener selbst im Wohlstand gelebt hatte. In plötzlichem Groß entzann der junge Mann sich des hässlichen Streites, der jahrelang zwischen dem selbstlosen Vater und dem durch und durch egoistischen Onkel geherrscht hatte, und nur des lieben Geldes wegen. "Keinen Pfennig", entschied er laut.

Am nächsten Abend war er mit der Landgerichtsrätin in der Oper, nach Schluss setzte er die alte Dame in ein Auto, er selbst versetzte sich in das Theaterrestaurant, wo er mit seinem Freunde, dem Kapellmeister, der heute dirigiert hatte, und noch ganz unter dem Eindruck seines Erfolges stand, zusammentraf.

Von den Künstlern, die um den ovalen Stammtisch saßen, wie ein alter Bekannter behandelt, verbrachte Herbert eine anregende Stunde; als Bindewald aufbrach, schloß er sich diesem an.

Ein leichtes Schneetreiben hatte eingesetzt, die beiden jungen Männer schlügen den Mantelkragen hoch.

"Der erste Schnee in diesem Jahr", bemerkte der Kapellmeister, "ich werde morgen meinen Schlitten vom Boden holen und rodeln."

"In den Anlagen?" lächelte Herbert.

"Wo sonst? . . . Ach, du meinst, das schide sich nicht für einen ausgewachsenen Menschen! . . . Eigentlich sonderbar, daß in der Stadt auffällt, was in der freien Natur als eine Selbstverständlichkeit erscheint." Seine Augen strahlten unter der Haftkappe Herbert an, wurden dann aber plötzlich ernst. "Weshalb hast du dich Weihnachten gar nicht mal bei uns sehen lassen? . . . Nicht nur meine Eltern haben dich vermisst, sondern auch Ruth." "Hat sie das gesagt?"

"Nicht gejagt. Und doch konnte es ein Blinder mit dem Stock fühlen."

Herbert schwieg mit zu Boden gesenktem Blicke. "Deine Schwester war mir nie ganz gleichgültig", entgegnete er endlich.

"War?"

"Dah mich austreden, Walter. Sie ist es mir auch jetzt nicht. Aber diese Empfindung, die mich sonst mit Sicherheit an einem der Festtage zu euch geführt hätte, ist von einer andern verdrängt worden."

Bindewald blieb mitten auf dem Bürgersteig stehen. "Das klingt ja sehr geheimnisvoll", löste sich sein Staunen.

„Es ist jetzt halb zwölf“ sagte Herbert. „Wenn es dir recht ist, begleite ich dich in deine Wohnung, du sollst dann alles hören.“

Sie nahmen ein Auto, nach zehn Minuten waren sie in Bindewalds Wohnung angelangt. An den Wänden hingen unzählige, mit eigenhändigen Widmungen versehene Photographien berühmter Sänger und zwei goldene Lorbeerkränze. Auf den Stühlen, ja selbst in einer Ecke des Fußbodens lagen Noten, Klavierauszüge, Partituren bunt durcheinander; Herberts Sinn für Ordnung stieß sich immer wieder an dieser „Zigeunerwirtschaft“. Heute schwieg er. Er machte den Klavierbox frei und setzte sich. Bindewald holte Zigaretten und eine Likörflasche herbei.

„Bediene dich, Herbert, und dann berichte.“

Die erste Aufforderung wurde ausgegeschlagen, die zweite befolgt; der Kapellmeister hörte gespannt zu.

„Und du bist ganz sicher, daß die Tochter dieses Althändlers und Hohlern dieselbe war, mit der du Heiligabend zusammenwarst“, äußerte er endlich.

„Ganz sicher.“

„Und du hast die Polizei nicht davon verständigt?“

„Nein. Zudem fehlt mir jeder Beweis, daß das junge Mädchen eine Taschendiebin ist.“

Der läßt sich erbringen. Leute dieses Schlages stehlen nicht zum ersten Male, sie sind der Polizei bekannt, und wenn du Uhr und Pelz auch eingebüßt hast und beides vielleicht nie wiederbekommst: ist es nicht Pflicht, seine Mitmenschen vor ähnlichen Verlusten zu schützen, indem man die Diebe beim Kragen fängt? . . . Hier wäre Schweigen Unmoral.“

„Das habe ich mir auch schon mehr als einmal gesagt. Und ich dente auch gar nicht daran, mit gekreuzten Armen zuzusehen.“ „Wie ist das zu verstehen?“

„Dass ich die Tochter des Althändlers zum Reden bringen will.“ Bindewald verzog spöttisch die Lippen, Herbert sah es. „Sie ist keine abgeschnittene Diebin“, sekte er erregt hinzu. „Wie sie mich durch die Portiere ansah, das hat mich bewegt; ich möchte glauben, daß hier irgend etwas nicht stimmt.“

„Ach, Herbert, dein gutes Herz und deine nicht unbedeutende Phantasie führen dich mal wieder auf den falschen Weg. Du witterst wohl gar ein Geheimnis.“

„So etwas Ähnliches vielleicht.“

„Und wenn du es enthüllt hast — was dann?“ Herbert zuckte die Achseln. „Erlaubst du, daß ich Ruth von dieser Geschichte erzähle?“ fragte Bindewald nach kurzem Überlegen.

„Gewiß. Und wenn du durchblenden lassen wolltest, daß die Teilnahme für die Tochter des Althändlers nichts mit dem gemein habe, was ich . . .“ Herbert wurde plötzlich rot und sah vor sich hin.

„Was?“ fragte nach einem Abwarten der Kapellmeister.

Statt einer Antwort zu geben, erhob Herbert sich fast ungestüm. „Grüße deine Eltern und Ruth von mir“, sagte er, ohne den andern dabei anzusehen. „Am Neujahrstage mache ich ihnen den üblichen Besuch. Auf Wiedersehen, Walter.“

Bindewald hatte den Scheidenden bis an die Haustür gebracht, nun sah er ihm solange nach, bis ihn der wirbelnde Schnee unsichtbar machte. Kopfschüttelnd ging der junge Kapellmeister wieder nach oben; er wohnte bei freunden Leuten, seine Mutter konnte das ewige Klavierspielen nicht ertragen.

#### 4.

In der Gildengasse ließerten die Kinder sich eine Schneeballschlacht. Das war ein Gefreische und ein Gelärm, daß die Erwachsenen stehenblieben und der Sipo, ein langer junger Mensch, zu überlegen schien, ob dies Treiben sich wohl mit der Strafenordnung in Übereinstimmung bringen lasse; ein mildes Gefühl in ihm siegte, denn er setzte seine Runde fort, bis ein Klirren und Splittern ihn aufschreckte. Er drehte sich auf dem Absatz herum, im selben Augenblick sah er die gesamte Jugend nach allen Richtungen davonstieben. Im Umsehen war die Straße von Kampflustigen gesäubert.

Der Sipo kam herein. Da lagen die Zeugen eines verfehlten Wurzes, und da stürzte auch schon zeternd der alte Händler vor seine Tür. Die Straßenlaterne warf ihr volles Licht auf das von Wut verzerrte Gesicht. Ein Hagel von Schimpfworten ergoss sich über die geflohbene, aber in ihren Verstecken (den Hauseingängen) lauschende und lachende Straßenjugend und schreckte selbst vor der heiligen Ordnung, die sich in dem sein Notizbuch zündenden Sipo verkörperte, nicht zurück.

„Nun man sachte“, begütigte dieser den Erbosten. „Wir werden den Tatbestand drinnen aufnehmen“, sekte er hinzu, als sich ein Kreis von Neugierigen zu bilden begann.

In dem kalten, unfreundlichen Laden nahm er dann den „Tatbestand“ auf, dabei ergab sich, daß die Ladenscheibe nicht versichert war.

„Wožu laufen Sie denn eigentlich herum?“ kreischte der Althändler in neuentfachter Wut. „Warum verbieten Sie der Bande nicht das Schneeballwerfen? . . . Ich werde mich an Sie halten, für die Ladenscheibe kommen Sie mir auf.“

„Meinen Sie, ich kann jedem Jungen, der mit Schneebällen wirft, nachlaufen?“ erwiderte der junge Beamte. „Ebenso gut könnte ich Sie fragen, weshalb Sie Ihre Ladenscheibe nicht versichert hatten.“

„Das geht Sie nichts an.“

„Aber vielleicht geht es mich etwas an, wenn Sie abends nicht pünktlich schlafen. Wenn Sie Gewicht darauf legen, daß ich in Zukunft ein aufmerksames Auge auf Ihren Laden werfe, dann soll es gern geschehen; darauf verlassen Sie sich.“

Diese Sprache machte Eindruck.

„Thea!“ rief der Händler nach kurzem Schweigen. Die Portiere im Hintergrunde teilte sich, die Gerufene wurde sichtbar, näherte sich aber nicht.

„Weshalb bist du nicht im Laden geblieben, solangs die Bengels da draußen mit Schneebällen warfen? . . . Antwortet!“ „Es war hier so kalt, Vater.“

„Kalt! . . . Du wirst jetzt das ganze Fenster ausräumen, und über Nacht wirst du hier Wache halten. Meinetwegen schlag' dir hier ein Bett auf, aber Gnade dir Gott, wenn morgen früh etwas gestohlen ist.“ Er richtete seine wimperlosen, geröteten Augen feindselig, fast gehässig auf den Beamten, der unchlüssig diesen Befehl mit angehört hatte.

„Ich werde meinem Kameraden, der heute nacht Strafendienst hat, sagen, daß er hier jedesmal flops, wenn er vorbeigeht“, sagte der junge Mann.

„Das lassen Sie nur sein“, bemerkte der Althändler rasch.

„Warum?“

„Strafe muß sein.“

Zögernd und mit einem mitleidigen Blick auf das junge Mädchen entfernte sich der Sipo.

(Fortsetzung folgt.)

## Wochen ohne Post.

Bon Siegfried von Begeast.

Morgensternus Palmström konnte bekanntlich nicht ohne Post leben, so daß er sich „ein Quartal gemischte Post“ bestellte. Ich meinerseits habe das Gegenteil getan: ich bin meiner Post entflohen. Das ist nicht so einfach, wie man denkt. Fünfmal muhte ich mit Frau und Kind den Ort wechseln, viermal die Grenze überschreiten, bis es mir endlich gelungen ist, allen Nachforschungen zu entrinnen.

Und nun freue ich mich jeden Tag, jede Stunde, daß kein Mensch „sich mir mitteilt, auf Schritt und Tritt an mich deutet“. Jedemfalls erfahre ich nichts davon. Und auch ich selbst schreibe keine Briefe, keine Karten. Statt dessen liege ich im Sande am Meer, sammle eifrig mit Frau und fünfjährigem Jungen bunte, glattgeschliffene Steinchen und gekräuselte, wie Schmetterlingsflügel gezeichnete Muscheln, gehe langsam auf dem flachen, vom Schaum der Brandung überspülten Sande ins Meer, lasse mich von den kristallklaren, noch jetzt im Dezember warmen Wellen schaukeln, tauche auf in die blaue Unendlichkeit über mir, und bin restlos glücklich.

Wenn irgendwo, dann ist hier das Paradies auf Erden. Eine idyllische, von dunkelgrünen Pinien- und Zypressenhöhen umfaßte, nach Süden und Osten dem Meer

öffnende Bucht. Eingenistet in den Hang der Berge, im Halbrund dieser Bucht, ein altes, malerisches Fischerdorf mit eng aneinandergepressten, hellbraun und rost getönten, flachdägigen Häusern, windigen Gassen, eisenumgitterten Balkonen, langen, schmalen, grünen Fensterläden, die wegen der Hitze fast immer geschlossen sind.

In der Mitte der Bucht, wo sich der Strand ein wenig erweitert, befindet sich „der Platz“, beschattet von graustämmigen Platanen, breiten, mächtigen Palmen, die mit ihren dicken, gerippten Baumstrunk und fächerartig gespreizten Blätterstielen wie ungeheure Kohlrüben aussehen. Hier, auf dem Platz, liegen die weißen, gewölbten Leiber der Fischerboote, hier werden die dunkelbraunen Neße ausgedreht, getrocknet und gefloßt, hier spielt das ganze Dorf nachmittags mit kleinen, runden Steinkügeln ein Spiel, dessen tiefere Sinn ich noch nicht begriffen habe, das aber, nach der Erregung der vielen Zuschauer zu urteilen, äußerst spannend sein muß. Und hier, — im Vordergrund das tintenblaue Meer mit den blassen Konturen der im Sonnenuntergang schimmernden Inseln, — befindet sich „das Café“, dessen einziger, treuer Stammgast ich zur Zeit bin. Hier trinke ich nachmittags meinen schwarzen Kaffee, rauche eine Zigarette und lese die Zeitung. Diese Zeitung ist meine einzige Verbindung mit der Welt. Da sie aber in einer fremden Sprache gedruckt ist (in welcher, das verrate ich nicht!), dringt alles, was da draußen geschieht, merkwürdig und angenehm gedämpft, wie hinter einer dicken, dicken Glasscheibe, in mein Bewußtsein. Sensationsprozesse, Ministerkrisen, Parteigeschäft, — es ist überall dasselbe, aber in der fremden Sprache klingt es unwirklich, geheimnisvoll, wie in einer traumhaften Sphäre entzückt. Und ist dieser ganze Ort, dieser Platz mit den weißen Booten und fächerartigen Palmen, mit den dunkelhäutigen Fischern und dem jetzt flaschengrün, silber- und rosig, wie Perlmutter schimmernden Meer nicht ein Traum, eine Theaterkulisse, — zu schön, um wirklich zu sein?!

Weiche Segeldreiecke ziehen über den nur leicht fräuselten Spiegel. Ganz weit am Horizont taucht dann und wann die braune Rauchähne eines Ozeandampfers auf und versinkt wieder in der Unendlichkeit. Hier liegt kein Dampfer an. Nur einmal kamen Segelschiffe, mächtige Dreimaster, und hielten draußen, am äußeren Rande der Bucht, wo der kleine Fluss sich zwischen flachen Sandbänken in das Meer ergießt. Über Holzblöcke wurden schmale Bretter vom Schiff ans Land gelegt, mulattenbraune Burischen mit vermögenden Gesichtern, nur von losen, flatternden Hemden bekleidet, rannten über den schwankenden Steg ans Land, und wieder vom Land aufs Schiff, sparte, geslochene Körbe auf den Schultern, die sie mit gelbem Sand füllten und auf dem Schiff ausleerten. Alles ging mit affenartiger Geschwindigkeit vor sich und sah aus, als plünderten hier Piraten. Aber es gibt hier noch viel Sand, und die Brandung spült immer neue Schäke ans Ufer, so daß wir uns nicht zu ängstigen

brauchen. Gegen Abend segeln die Piraten mit schwer beladenen Schiffen ins offene Meer hinaus.

Die Sonne fällt schnell, wie ein Stein, hinter die Berge, und schnell, wie ein schwarzer Vorhang, sinkt die Nacht über das Meer. In zehn Minuten findet völliger Szenenwechsel statt: Sterne am Himmel, Lichter an der Mole blitzen auf, die Laternen werfen die zackigen Schatten der Palmbüsche auf die Straße, eifrig weht es wie aus einem Keller. Aus der Fischerkreise schmettert ein altes Grammophon einen Tanzschlag. Eine weiche, volle Männerstimme nimmt die Melodie auf und trägt sie durch die nächtliche Hölle. Zigaretten glühen in der Dunkelheit, Pärchen schlendern vorbei, Mädchengelächter flattert. Liebe hier, wie überall, aber unbeschwerter, unbekümmerter, wie mir scheint, als unter nordischem Himmel, unter Regenwolken und grauem, drückendem Nebel.

Entronnen dem Nebel, dem Regen, der Post. Da komme ich am kleinen Postgebäude vorbei, das merkwürdig sitzt, wie eine Theaterkulisse, zwischen zwei Straßen da steht, — und es zuckt durch meinen Kopf: ob wohl dort Briefe für mich liegen? Schon der Gedanke ist beunruhigend.

Schnell gehe ich noch einmal an den Strand, sehe den weichen Schaum der Brandung im schwachen Licht der Laternen aufleuchten und versinken, höre das Auf und Nieder der sich überschlagenden Wellenkämme, dieses Brausen, das seit Jahrtausenden braust. Und in mein Zimmer zurückgekehrt, höre ich noch im Halbschlaf den gleichmäßigen Atem des Meeres, zeitlos und urwelhaft, und schlafe beruhigt ein.

### Liebe.

Von Jo Hanns Hösler.

Es war einmal ein junges Mädchen. Dem sagte die Mutter: „Hüte dich vor den Männern. Liebe ist Leid, Liebe ist Lust.“

Es war einmal ein junger Mann. Dem sagte der Vater: „Hüte dich vor den Mädchen. Liebe ist Leid, Liebe ist Lust.“

Und es traten sie das junge Mädchen und der junge Mann.

Da sagte das junge Mädchen: „Nicht wahr, Geliebter, du bist nicht so wie die anderen Männer? Liebe ist nicht Leid, sondern Leben.“

Da sagte der junge Mann: „Nicht wahr, Geliebte, du bist nicht so wie die anderen Mädchen? Liebe ist nicht Lust, sondern Lust.“ Und sie heirateten sich.

Und sie bekamen Kinder. Einen Jungen und ein Mädchen.

Nach Jahren sagte die Mutter zu ihrem Mädchen: „Hüte dich vor den Männern. Liebe ist Leid, Liebe ist Lust.“

Und der Vater sagte zu seinem Jungen: „Hüte dich vor den Mädchen. Liebe ist Leid, Liebe ist Lust.“

## Weihnachts-Büchertisch

### Romane, Novellen, Erzählungen.

Ein deutscher Roman im echten Sinne des Wortes, der in unserer Zeit bei der Hochflut von phantastischen und übernatürlichen Romanen geradezu wie eine Wohltat berührt und starlen Widerhall finden wird, ist das neue Werk des erfolgreichen Autors Gustav Kohne: „Die Sippe der Uhlenkloots.“ (Gr. W. Grunow, Leipzig C. I.) Prachtvolle, tierdeutsche Gestalten, lebenswahr, gesund und blutecht, treten vor den Leser hin. Mit packender Tragik und steiter Spannung weist der Dichter ihre Seelenkämpfe zu schildern, die ihre harmonische Lösung in der Liebe zur Scholle und in dem Glauben an das Vaterland finden. — Das römische Weltreich und das keltische Helvetien sind die Schauplätze von Hans Schraggs historischem Roman „Avanticum“ (Amalthea-Verlag, Wien), den drei parallel laufende Liebesgeschichten, die Schilderung zweier hervorragender helvetischer Familien, die Blutkaiser Nero und Vitellius und die hoheitsvollen, gerechten und staatsmännisch hervorragenden Imperatoren Galba und Vespasian eindrucksvoll beleben. — In dem Roman „Susanne Gülden“ von Wilh. Kunde (G. Grote, Berlin) stellt sich ein junges Talent von karier Einfühlungs- und Empfindungskraft vor, der ein nicht einmal ungewöhnliches Mädchenschicksal und mit ihm die Kraft des Leidens und Schweigens überzeugend einprägsam schildert. — Ein starkes Buch ist Edwin Erich Dwingers Roman „Das letzte

Opfer“ (Otto Quistorp, Verlag, Lübeck). Eine Frau opfert sich, um dem Manne sein Ideal zurückzugeben. Der junge Dichter, durch den Roman „Kochsalz“ bereits bekannt, weiß auch diesmal durch den Stoff sowohl als auch durch die Schilderung zu fesseln. — Ernst Lange schildert in dem Roman „Die Zerrissenen“ (Drei-Kegel-Verlag, Berlin NW 21) Kampf und Abwehr, Ermatten und Entgleisen einer Frau aus bürgerlichen Kreisen. Den zartesten Regungen einer Frauenseele ist mit seinfühliger Kunst nachgespürt. — Hans Lands neuer Roman „Majas Traum und Erwachen“ (Verlag Dr. Willmar Schwabe, Leipzig O. 29) bedeutet diesmal eine besondere Überraschung. Mit der spannenden und psychologisch überaus fein durchgeführten Handlung aufs engste verschloßen ist ein Thema, das gegenwärtig nicht nur die medizinische Tagesfrage bildet, sondern im Mittelpunkt des allgemeinen öffentlichen Interesses steht: die Homöopathie. Bedeutsame Ereignisse unserer Tage bilden den Hintergrund des Berliner Romans. — Phantasie und Leben in spannungsvollem Wechsel bilden den Inhalt von Hanns Ewers „Fundvogel“, die Geschichte einer Wandlung. (Sieben-Stäbe-Verlag, Berlin NW 6). Mit seiner Lust am Absonderlichen denkt Hanns Ewers das Experiment geschlechtlicher Umwandlung zu Ende, stellt es in den Mittelpunkt buntesten Lebens, — verliert es zu einer Geschichte von Elend und Leid, Sonne und Lust, Zigeunerquartier und Milliardärsleben in New York, geheimnisvolles Barad in

Brixen, Bummel Leben in Paris. — Ein liebenswürdiger, flott geschriebener Roman ist Wilh. Lichtenbergs „Die Kitty Pitt in A.-G.“. Ein heiterer Film in 48 Alten. (Merlin-Verlag, Baden-Baden.) Eine lustige Geschichte über Amerika und die Amerikaner. — Tücke des Objekts und Spuk des Alltags in gegenständlicher Darstellung werden von A. M. Freys „Gelächter und Gelächter“ (Dr. Ludwig Hänschel u. Ko., Göttingen) zum Vorwurf grotesker Kurzgeschichten genommen. Der zweifellosen Wirkung der „Gesellschaftsrüse“ und „Turne zu Hause“ dürfte sich niemand entziehen können.

### Americana.

Seit Sinclair Lewis und Theodor Dreiser uns mit der hochentwickelten Kunst moderner amerikanischer Erzähler bekannt gemacht haben, hat eine Hochstut amerikanischer Übersetzungen eingefehlt. Berechtigt ist vor allem die Übertragung von Ernest Hemingways „Fiesta“ (Ernst Rowohlt, Verlag, Berlin W. 35). Es ist der Roman der amerikanischen Bohème, die an sich und allen Werten verzweift, die in Europa lebt, trinkt, kost und angelt. Ein Buch von heute in der kühnen Unmittelbarkeit seines Ausdrucks, voll ergötzlicher Dialoge. — Von anderer Art, aber ganz vom Rhythmus New Yorker Lebens erfüllt, ist Nathan Alschs „Als die Firma vertrachte“. (Rütten und Loening, Frankfurt a. M.) Bom Chef bis zum letzten Angestellten werden die verschiedenen Charaktere enthüllt, wie die Situation geschildert, in der sie sich plötzlich nach einer geschäftlichen Katastrophe befinden, aus der sie übrigens mit amerikanischer Kämpferfreude wieder einen Weg in geordnete Verhältnisse finden. Ein spannungsvolles Buch und trotz der Katastrophe nicht ohne Humor. — William C. Bullitt stellt in dem Roman „So etwas tut man nicht!“ (Drei-Masken-Verlag, München) einen in der Tradition seines Elternhauses und seiner Vaterstadt aufgewachsenen, durch seine Stellung in der Öffentlichkeit in berufliche, durch Begegnungen mit Frauen in menschliche Konflikte geratenden Ehemann, der mehrmals sein Leben in Gefahr bringt, an dem allmächtigen, ungeschriebenen Sitten- und Moralkoder zu scheitern, der befiehlt und verdammt: So etwas tut man nicht! — Im gleichen Verlag erschien von Harry Kemps „Johnnie, Bagabund des Lebens“, die Lebensbeichte eines Dichters, der die halbe Welt, vor allem aber Amerika, kreuz und quer durchwandert hat und nun mit unerhörter Offenherzigkeit, mit ungeschminkter Ehrlichkeit und Lebendigkeit über alle seine Erlebnisse berichtet. — Ebenfalls im Drei-Masken-Verlag erschien von Ludwig Lewishohn: „Der Fall Herbert Crum“ (Herbert Crum, ein junger, hochbegabter Musiker, vierundzwanzig, geht einer zwanzig Jahre älteren Frau ins Netz, in die Ehe. Die Geschichte dieser „Ehe“ — einer Hölle von Sklaverei und Erniedrigungen — bildet den Inhalt des Buches, das mit der Ermordung der Frau und Verurteilung Crums zu zwanzig Jahren Zuchthaus schließt. Thomas Mann hat dem Buch ein sehr empfehlendes Vorwort geschrieben. — Eine lustige amerikanische Geschichte ist „Der Mann mit den Dollars“, Roman von Booth Tarkington. (E. P. Tal u. Ko., Wien 7.) Er spielt auf einer Reise, die ein amerikanischer Businessman zu seinem Vergnügen mit Frau und Tochter nach Nordafrika unternimmt. Auf dem gleichen Schiff fährt auch ein junger amerikanischer Dichter mit. Der Gegensatz zwischen Merkantilismus und Geistigkeit, die nach einem Zwischenspiel mit einer Abenteuerin ganz gut zusammenkommen, bilden neben der auten Schilderung wechselnder Landschaftsszenen, den Hauptinhalt des recht amüsanten Buches. — Thornton Wilder gibt in dem Buch „Die Brücke von San Luis Rey“ (Leben) eine Metaphysik der Liebe in fünf Kapiteln. Mit großer Spannung folgt man den Lebensläufen von fünf Personen, die schließlich zur gemeinsamen Katastrophe und damit zugleich zur kunstvollen und logischen Krönung ihrer Existenz führen.

### Nordische Erzähler.

Andreas Hauklands autobiographischer Roman „Ol Jørgen“ (Adolf Sponholz, Verlag, Hannover) ist zunächst die Schilderung einer armutsbeladenen Kindheit. Ol Jørgens Leben ist eine einzige, endlose Wanderschaft zwischen Bauernhöfen, Sägewerken und Minen. Eines Tages fühlt er den inneren Zwang, alles, was er erlebt, gelitten und geliebt hat, in Worte zu fassen. Er muss schreiben, sein Leben niederschreiben, wie es andere getan haben, deren Bücher er in den Volksbibliotheken verschlungen hat. Ol Jørgen ist hauklands eigene Lebensgeschichte, ein Buch voll unerbittlicher Wahrheit und Leidenschaft, geschrieben in der Sprache der Primitiven, von denen die moderne Kunst viel gelernt hat. — Ein norwegischer Epiter ganz großen Formats

ist Gabriel Scott, der in seiner Heimat neben Sigrid Undset und Olaf Duun gestellt wird. Sein neuer Roman: „Kristoffer mit dem Weiß“ (Otto Quistorp, Verlag, Lübeck), ist wieder ein tief beglückendes Menschenbuch. Dieser Kristoffer, so innig mit der Natur verwachsen, so fähig zu erleben und zu erleiden, findet nach seiner traurigen Kindheit sein Leben hoch oben auf dem Fjeld so reich und wunderlich, dass man sagen möchte: seine Geschichte gibt dem Leben einen neuen Sinn. — Ragnar Holmström erzählt in „Jonas Odmarks Geschichte“ (J. Engelhorns Nachf., Stuttgart), das Geschick eines unehelich geborenen schwedischen Bauern. Es offenbart sich darin die ganze Gegenüberlichkeit des Nordens, sowohl die der Landschaft als die der Menschen. Wie eisglänzende Winterstarre abgelöst wird von heuduftschwerer Sommenglut, so steht auch verhärtete Moral im Kampfe mit dem Drang des Blutes und mancher natürlichen Herzensregung. — Einar Christiansens „Ottolie“ (Roman, Übertragung aus dem Dänischen von Else v. Hollander-Lossow, Verlag Georg Westermann, Braunschweig), ist ein starkes, schönes Lebensgemälde, das das Schicksal von Urgroßmutter und Urenkelin nebeneinanderstellt. Ahnliche Anlagen leben in beiden, aber ihr Schicksal ist so verschieden, wie es das Schicksal zweier Menschen ist, die durch ein Jahrhundert getrennt sind. Eine, die vor hundert Jahren lebte, wuchs in Kurland auf und wurde die biedere Frau eines biederer Bürgers, dem sie eine große Kinderzahl schenkte. Was an Romantik und Poesie in ihr lebte, verdämmt und erwacht nur einmal, als sie als reife Frau dem Manne begegnet, den sie hätte lieben können. In der Urenkelin lebt das Singen und Klingen, das in der Ottolie von einst war, stärker wieder auf, doch ihr vergönnt das Leben nicht den behüteten Frieden des Heims. Im fremden Lande vergeht sie, eine gebrochene Blüte, wie in Vorwurf und Anklage gegen das Leben, das gegen seine reinsten und reichsten Geschöpfe unerbittlich grausam sein kann. Besonders den Frauen wird dieses Buch viel zu sagen haben, da es hineinspielt in die verborgenen Wege des weiblichen Fühlens.

### „Der Mensch und seine Ahnen.“

(Verlag Ullstein, Berlin.)

Ein Weg- und Streitgenosse des großen Aufklärers Haedel, in inniger Freundschaft mit dem alten Kämpfen verbunden, Vollstredner seines lebten Willens, ist Friedrich Maurer, Direktor des anatomischen Instituts zu Jena, wie kein anderer berufen, das große zusammenfassende Werk vom Werden des Menschen zu schreiben. Mit einer den Stoff bis in die leichten Einzelheiten beherrschenden Klarheit entrollt er das ungeheure Tatssachenmaterial für die Abstammung des Menschen. Dabei wird er niemals lehrhaft und ermüdet nie durch weitschweige Einzelheiten. Ob er uns die Wunder der Entwicklung entschleiert, ob er uns die tiefen Zusammenhänge aufzeigt, die alles Lebende verbinden, ob er den Menschen aus dem Dunkel seiner tierischen Abkunft allmählich aufsteigen lässt, immer greift er ins Volle, immer weiß er zu passen und zu fesseln. 338 Abbildungen, davon 218 zum Teil noch unveröffentlichte photographische Aufnahmen des Verfassers und anderer hervorragender Gelehrter auf Kunstdrucktafeln sind dem Buche beigegeben. Alle Stadien der Entwicklung fast aller Wirbeltiere sind im photographischen Abbild festgehalten, ebenso die Schädel aller Rassen der Eiszeitmenschen.

### „Doktor Dolittles Tieroper.“

(Williams u. Ko., Verlag, G. m. b. H., Berlin-Grunewald.)

Durch Loftins, der unerschöpfliche Biograph vielseitigster Dr. Dolittles, schenkt uns jetzt seinen viertnicht minder schönen und heiteren Dolittle-Band. Nach dem Tierzirkus die Tieroper. Für sie entdeckte er Pipinella. Aber ist Pipinella? Niemand geringeres als die großkoloraturhängerin aller Zeiten, der unvergleichliche Kanarienvorran! Sie und ihr früherer Gatte Zieg, den der Doktor aus dem Elend eines verwahrlosten, dunklen Kanaladens holt, um ihn ebenfalls in das Rampenlicht des Welttheaters zu stellen, sind die beiden Stars. Amzel, Drossel, Finn und Star aber und die ganze Vogelschar, die komischen Pelikane eingeschlossen, sind Chor und Statisten. Die Oper erobert die Metropole der Welt im Sturm. Und Dr. Dolittle sowie seine Tiere, als Schauspieler der mitaufgeführt Puddley-Pantomime, werden noch berühmt und beliebt und verdienen so viel Geld, dass sie gar nicht wissen, wohin damit. Sie müssen eine Tierbank gründen, um all die Pfunde und Schillinge für arme Vierfüßer und Zweifüßler zu sichern. Daswischen passieren noch die unklügsten und außergewöhnlichsten Abenteuer.